

Liebe Adrienne,

noch immer will ich mich nicht damit abfinden, daß ich am 1. September nicht in Bergen-Enkheim sein werde, obwohl es offenkundig nicht vernünftig wäre zu reisen, wenn eine Geburt täglich zu erwarten ist und die Vorstellung, etwa im Sprinter zwischen Berlin und Frankfurt die Notbremse ziehen zu müssen, beunruhigend genug.

Vor einem Jahr hielt ich die „Abschiedsrede“, weil es mir leichter schien, zum Abschied, statt zur Ankunft etwas zu sagen. Nun hat sich das als insgeheim klug herausgestellt, aus Gründen, die immerhin durchaus als Ankunft zu verstehen sind, als erhoffte baldige Ankunft eines Kindes.

Ich verabschiede mich hier als Stadtschreiberin – als Person will ich nicht Abschied sagen, es käme mir vor, als dürfte ich sonst nie wieder Schnitzel und Grüne Soße bei Dragica in der Alten Post essen, nie wieder bei Stoffels vorbeilaufen, eine Kleinigkeit zu kaufen, vor allem aber zu lachen zu dritt oder viert, nie wieder aus der Bäckerei Reuhl zuviel Streuselkuchen mitnehmen oder aus der Metzgerei Zeitz Pfefferbeißer und Fleischsalat. Ich mag mich von der Marktstraße, von Frau Steinkopfs Bücherstube, von Cornelia Grebe und Joachim Netz, vom Berger Hang nicht verabschieden, nicht von den Lesungen und vom Stammtisch, nicht einmal von den überm Haus anfliegenden Flugzeugen bei schönem Wetter, von Euch Schneiders schon gar nicht. Der einzige Abschied, der doch leicht fällt, ist der vom Stadtschreiberhaus, denn das ist kein Weggehen, sondern ein Übergeben des Schlüssels, nichts Trauriges, sondern die Freude, daß hier diejenige Form der Zeit und des Zeitvergehens herrscht, die uns erträglich ist, nämlich Kontinuität. Kontinuität ist mutmaßlich streng genommen jeweils: eine Erfindung, wie das Amt des Stadtschreibers eine Erfindung ist.

Gerade das aber ist wunderbar. Es ist wohl schade, daß eine so groß gewachsene und momentan lächerlich umfängliche Person wie ich und ein feingliedriger Mensch wie von Kieseritzky nicht nebeneinander demonstrieren können, wie es sich mit der Kontinuität verhält – daß sie eine Mixtur aus Zufall, Wille, Gelächter und Ernsthaftigkeit sein kann. Daß der Übergang (der zur Kontinuität ja dazugehört) eine kühne Konstruktion ist. Das Zusammenhängende soll nicht Zwang sein, sondern ernsthaft und leichthin zugleich.

Kontinuität interessiert mich nicht nur deswegen, weil die Folge der Stadtschreiber heute weitergeführt wird – es ist eines der Themen, die mir im vergangenen Jahr in den Kopf kamen und die mich weiter begleiten werden.

Fruchtbar verbrachte Zeit bemißt sich für Schreiber am Geschriebenen und am Geplanten, an dem, was man sich vorstellt als folgendes Buch, als folgende Bücher. Das Glückliche eines Ortes wie des Stadtschreiberhauses ist vielleicht, wenn sich der darin befindliche Stadtschreiber begabt fühlt, nämlich reich, beinahe übermütig in dem, was sich alles schreiben ließe.

Ich gehe hier fort mit Plänen: über die Überlandleitungen auf der Vilbeler Höhe will ich schreiben, über das, was mir als dritte oder artifizielle Natur dort einleuchtete, über die von Vögeln im Herbst wie gepolsterten Leitungen, den Rhythmus der Strommasten wie mit Riesenschritten ins Land, über das Beieinander von Stadtlandschaft und Naturschutzgebiet und Geschichte. Und über Kontinuität will ich etwas schreiben, die nicht das Vergangene zu bewahren versucht, sondern eine lebbare Form der Gegenwärtigkeit und vor allem des Vergehens ist. So wie einer geht, ein anderer kommt.

Einen nächsten Roman habe ich (hoffentlich) begonnen. Einen Essay mit Fotos nehme ich mir vor. Dann etwas, das Gedichten ungefähr ähnelt – als ich letztes Jahr die ersten Tage im Stadtschreiberhaus verbrachte, fand ich im Regal, in dem sich von meinen Vorgängern dies und das angesammelt hatte, Bücher Kaffeemaschinen Weihnachtskugeln – sehr dünne Blätter, durchscheinendes Papier, dünner als Luftpostpapier noch, anders als Durchschlagpapier, es trug die Tinte aus dem Füllfederhalter präzise und ohne sie täuschend in die Breite laufen zu lassen, und zum ersten Mal heftete ich, was ich geschrieben hatte, an die Wand, mit Reißzwecken, die ich in einer Schublade vorfand von einem Vorgänger, und es brachte mich nicht in Verlegenheit, sondern gefiel mir gut, weil das Papier so leicht war, als würde es keinesfalls auf irgend etwas bestehen, als könnte es verschwinden zum richtigen Zeitpunkt: als wäre die Existenz des Schreibens richtig bemessen.

Das Wunder, wenn etwas genau in seine Umgebung paßt:

Wenn es genau in seine Umgebung paßt, ohne dabei aber einen festen Platz einzunehmen.

Wenn der Genau-richtige-Platz flüchtig bleibt, ohne in Bedrängnis zu geraten.

Man kommt also dahin zu überlegen, was die Utopie des eigenen Schreibens ist. Was man sich an Freiheit und Übermut, an Begabung sogar phantasiert. An Leichtigkeit der Bewegung, solche nämlich, die sich ernst nimmt, ohne sich wichtig nehmen zu müssen. Das ist nur möglich, wenn man freundlicher Aufnahme gewiß ist.

Das Jahr ist so rasch vergangen. In Gedanken spaziere ich leise ums Zelt herum, in dem Ihr gerade sitzt, hinunter zur Marktstraße und weiter bis zur Oberpforte 4 und, nach kurzem Zögern, weiter, zu den Streuobstwiesen. Am liebsten säße ich mit im Zelt. Und hörte zu, was Heinrich Knepper und seine Band „Spätfolgen“ singt – gerade erst aus London nach Frankfurt gezogen, hat er sich bereit erklärt, heute abend zu musizieren; ich muß sagen, ich beneide Euch, die Ihr gerade im Festzelt sitzt.

Liebe Adrienne, bitte richte meinen Dank aus, an die Bergen-Enkheimer, an die, die im vergangenen Jahr meine Gastgeber und zuweilen auch Gäste waren, und meine Glückwünsche an Ingomar von Kieseritzky.